

Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 6 (1965)
Heft: 8

Artikel: Moskauer Sommer 1964 : Mihajlo Mihajlov aus "Delo", Belgrad. 2
Autor: Mihajlov, Mihajlo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1076951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

②

Mihajlo Mihajlov

Aus «Delo», Belgrad



Ueberhaupt ist überall eine verstärkte Popularität Dostojewskis zu spüren, was auch verständlich ist. Der XX. Kongress, der einen langjährigen Mythos zerstörte, hat viele Leute kopflos gemacht, ihnen den psychologischen Boden unter den Füßen fortgezogen und auf jeden Fall eine nicht geringe Zahl verlorener Existenzen, ähnlich den Helden des Autors von «Schuld und Sühne», geschaffen. Gerade während meines Aufenthaltes in Moskau erschien ein dicker Band von Fridländer. (4) Es ist interessant, dass sogar die Sekretärin des Komsomol der Leningrader Universität, Swetlana Saruchanowa, begeistert von Dostojewski sprach und mich in das Zimmer des grossen Klassikers im Schriftsteller-museum führte.

Mich überraschte das Verhältnis der meisten jungen Menschen, mit denen ich Kontakt hatte, zu Scholohow und auch zu Leonow. Man zählt sie nicht mehr zu den lebenden Schriftstellern. «Das sind nur Denkmäler», sagte ein Postdiplomierter zu mir und fügte hinzu: «Scholohow war einstmals, vor dem Kriege, ein Künstler ...»

Unter der Jugend ist auch der moderne sowjetische Mystiker Alexander Grin sehr populär. Kürzlich las ich in der «Literaturnaja Gazeta», dass Grin Millionenauflagen hat und alle übrigen russischen Schriftsteller, inbegriffen die Klassiker des 19. Jahrhunderts, weit hinter sich gelassen hat.

Alexander Grin (1880 bis 1932), in der abgeschiedensten russischen Provinz geboren, durchlebte das selten schwere Leben eines Lohnarbeiters, eines Landstreichers, Berufsrevolutionärs, Soldaten des Bürgerkriegs usw. In seinen Romanen und Novellen schuf er eine seltsame Welt der Träume, eine Welt, in der das Recht und die Schönheit siegen, in der ewig die Sonne scheint und die guten Menschen mit Glück belohnt werden. Seine Romane und Erzählungen zeichnen sich durch eine ausserordentlich interessante «abenteuerliche» Fabel und Verwicklungen aus. Namen nicht vorhandener Städte — «Gel-Gjul», «Zurbagan», «Liss», nicht vorhandene Länder und Ozeane: alles ist bei Grin erdacht und unreal, ausgenommen die fassbaren Realitäten der menschlichen Phantasie.

«Der Mensch hat das Recht, nicht das zu sehen, was objektiv ist, sondern das, was er zu sehen wünscht», — diese Worte einer der Heldinnen aus Grins bedeutendstem Roman «Jene, die auf den Wellen dahineilt» (bei uns vor ein paar Jahren in Belgrad unter dem Namen «Die Fahrende auf den Wellen» übersetzt) können als Motto für Grins ganzes Schaffen gelten. Aber Grins Welt ist nicht nur darum seltsam, weil in ihr alles zu einem schönen Ende kommt und die Sonne ewig scheint, sondern auch darum, weil die Handlungsmotive bei Grins Personen der Welt der Intuition, Telepathie, Hellichtigkeit angehören, kurz der Welt der parapsychologischen Erscheinungen. Die kürzliche Gründung des Instituts zur Erforschung der parapsychologischen Phänomene an der Akademie für medizinische Wissenschaften der UdSSR zeigt auf jeden Fall, dass das Schaffen A. Grins der

Realität (oder einer besonderen Art von Surrealität) näher ist als man dies bisher dachte.

Grin stand viele Jahre auf der schwarzen Liste, er wurde fast nicht veröffentlicht, und wenn sein Name genannt wurde, dann geschah dies im Stile grober Angriffe, wie in den Artikeln von V. Wasdajew «Der Prediger des Kosmopolitismus» in der Zeitschrift *Nowi mir*, Nr. 1/1950 — oder der Aufsatz von Tarassenkow «Ueber nationale Denkschemen und bourgeoisen Kosmopolitismus» in der Zeitschrift *Snamja* No. 1/1950). In der grossen Sowjetenzyklopädie (Ausgabe 1952) lesen wir:

«In den Werken der Nachoktoberperiode stellt Grin der realen sowjetischen Wirklichkeit irgendein «Traumland» mit den nicht-existierenden exotischen Städten Zubargan und Gel-Gjul, eine besondere Art anationales, kosmopolitisches Paradies gegenüber. Den «Uebermenschen» von Nietzsches Art besingend, stellt Grin seine Helden — «Aristokraten des Geistes», Menschen ohne Heimat — tendenziös dem Volk gegenüber, das in seinen Werken als finsterner, dumpfer und grober, zu keiner schöpferischen Tätigkeit fähiger Haufen dargestellt ist. Die reaktionär mystischen Ideen Grins findet man meistens in interessanten Erzählungen verkörpert, die auf abenteuerliche Detektivsujets aufgebaut sind.»

Jedoch die Zeiten ändern sich: nur fünf Jahre später schreibt Konstantin Pausstowski in der Ausgabe von Grins ausgewählten Werken (Moskau 1957): «Die Welt, in der Grins Helden leben, kann nur einem geistig armen Menschen unreal erscheinen. Grin hat in seinen Büchern mutige, wie Kinder einfache, stolze, opferbereite und gute Menschen angesiedelt. Nur ein Blinder ist nicht fähig, in Grins Büchern die Liebe zum Menschen zu sehen. Er hat von unserer Unkenntnis der Natur geschrieben, über ihre Macht ...»

Ausserordentlich populär sind alle wissenschaftlichen Fantastereien. Es ist unmöglich, irgendwo einen wissenschaftlich-phantastischen Roman zu kaufen. Die Riesenaufgaben werden innerhalb eines halben Tages verkauft. Der populärste Schriftsteller auf diesem Gebiet ist gegenwärtig Isac Assimow — ein Amerikaner, der seit kurzer Zeit veröffentlicht wird.

Ueberhaupt ist es sehr schwer, zu einem guten Buch zu kommen und zwar vor allem, weil die interessantesten Werke, die wissenschaftlich-phantastischen ausgenommen, in einer minimalen Auflage gedruckt werden; denn ideologische Skrupel sind noch immer wirksam. So ist der berühmte Roman von Dudinzew «Der Mensch lebt nicht von Brot allein» nur in 30 000, das Buch Bachtins über Dostojewski in 9500, das Buch des modernen Kunsttheoretikers Turbin, das viel Staub aufgewirbelt hat, in 22 000 und der Band «Ausgewählte Werke» von Bert Brecht in 5000 (in Buchstaben fünftausend) Exemplaren gedruckt worden. Mit der jungen Generation der wissenschaftlich Schaffenden wird sich die Situation zweifellos wesentlich wandeln. Ein Aspirant der M.G.U., der sich auf die moderne westeuropäische Literatur spezialisiert hat, antwortete auf meine Frage, wann in der UdSSR Joyce und Proust gedruckt werden: «Wenn es von mir abhinge — noch morgen.» So ist es überall. Wenn man mit einem Professor spricht, hat man eine Welt vor sich, aber schon wenn man mit dem Assistenten des gleichen Professors redet, sieht man sich einer völlig anderen gegenüber. Eine völlige Liberalisierung ist jetzt natürlich noch immer eine Frage der Zeit. Das Wesen des Schdanowismus besteht nicht in der Forderung, dass die Kunst realistisch und nicht modernistisch sei, sondern darin, dass sie einheitlich sei. Ich glaube, die Dogmatiker würden eher einen Unisono-Modernismus gestatten als einer, wenn auch kleinen Zahl von Künstlern erlauben, sich aus der allgemeinen realistischen, bzw. sozialistischen Strömung abzusondern.

Der berühmte Kritiker aus dem ersten Nachoktober-Dezennium, Alexander Woronski, hat gerade darüber im Januar 1925 auf

der ersten Allunions-Konferenz der Schriftsteller gesagt:

«Sie möchten mit dem Stock hinter euch stehen und mit ihm über euren Köpfen fuchteln. Wer den Kopf etwas höher hebt als die andern, dem wird er heruntergeholt. Mit dem gleichen Stock wird man euch das Thema, die Idee, den Stil diktieren. Ich fürchte mich davor, dass die Literatur in einigen Jahren so seelenlos sein wird wie ein Rechnungsbuch; Romane und Gedichte werden nach festgelegten Massen ausgearbeitet werden. Idylle und Oden werden nach strengen Anordnungen gekritzelt werden, entgegen der Realität, entgegen der künstlerischen Wahrheit.» (5)

Dass Woronskis Befürchtung berechtigt gewesen war, bestätigte M. Scholohow im Februar 1956 mit seinen Worten: «Und die Geschichte begann ... Fadjew erwies sich als ein ziemlich herrschsüchtiger Generalsekretär ... die Zusammenarbeit mit ihm wurde unmöglich. Fünfzehn Jahre währte dieser Zustand. ... Hätte man doch seinerzeit Fadjew sagen können: «Die Herrschaft ist für das literarische Schaffen eine unnötige Sache. Der Schriftstellerverband ist keine militärische Abteilung und auf keinen Fall eine Strafkompagnie, und kein einziger Schriftsteller wird vor dir, Genosse Fadjew, in der Haltung des ‚Stillgestanden‘ stehen.» (*Prawda*, 21. Februar 1956.)

Der gleiche Scholohow gestattete jedoch allzu gern, dass heute in Rostow am Don ein «Institut zur Erforschung des Lebens und der Arbeit Michail Scholohows» gegründet wird, und dass in der sowjetischen Presse sein Name auf alle nur mögliche Weise gepflegt wird.

Wenn auch die heutige Situation nicht mit der vor zehn Jahren verglichen werden kann, so gibt es doch immer noch ein für alle Mitglieder des Schriftstellerverbandes verpflichtendes offizielles Schema des sozialistischen Realismus (zugegeben, viel elastischer als das frühere). In der Zeitschrift *Komunist* Nr. 8/1964 erschien ein Artikel von V. Tschalmajew «Die Helden und das Heldentum in der sowjetischen Literatur», der zeigte, dass die Kräfte des kämpferischen Dogmatismus noch immer sehr stark sind. In Moskau haben mich einige ältere Professoren der M.G.U. begeistert auf den Artikel in der letzten Nummer des *Komunist* mit dem Artikel von Tschalmajew verwiesen. Trotzdem befinden sich die Anhänger des sozialistischen Realismus heute in einer nicht beneidenswerten Situation, denn der Terminus «sozialistischer Realismus» allein ist schon an Stalin gebunden. Ein sowjetischer Literat beschreibt die Geburt des sozialistischen Realismus folgendermassen:

«Ueber die charakteristischen Züge der Sowjetliteratur dieser Jahre (Anfang der dreissiger Jahre — M.M.) ist sehr viel diskutiert worden; der vielseitige Gedankenaustausch wurde am 26. Oktober 1932 in der Wohnung Gorkis beendet, als zum ersten Male die Worte ‚sozialistischer Realismus‘ fielen, die später allgemeine Anerkennung fanden. An diesem Abend wurden sie von Stalin ausgesprochen. Sie krönten und beendeten die kollektiven Ueberlegungen und das Suchen der Künstler.» (6)

Ein besonderer, ausserordentlich bedeutender Faktor in der gegenwärtigen Situation ist der Zusammenstoss mit China. Im August griff die chinesische Presse die jungen Schriftsteller Wossnessenski, Jewtuschenko, Achmadulina mit jenen gleichen Worten an, mit denen diese bei der «historischen» Zusammenkunft zwischen Partei und Schriftstellern im Frühling 1963 verurteilt worden waren. «Iswestija» begann die Schriftsteller mit den gleichen Worten zu verteidigen, mit denen sich diese im vergangenen Jahre gegen die Angriffe Ilitschews verteidigt hatten. Ueberhaupt dient die Polemik mit den Chinesen heute als beste Waffe im Kampf gegen die einheimischen Schdanowisten.

Kurz gesagt, die Situation ist für die Befreiung der jungen künstlerischen Kräfte sehr günstig, und alle Jungen sind in Bezug auf die Zukunft grosse Optimisten. Die lebendigste und stürmischste zeitgenössische russische Literatur hat ihre Vertreter

heute in einer Plejade junger Dichter — Andrej Wossnessenski, Ewgenij Jewtuschenko, Bela Achmadulina, Rima Kasakowa, Nowela Matwejewa, Juna Moriz, Robert Rosdestwenski, Tamara Sirmunskaja, Viktor Sosnor und die etwas älteren: Ewgenij Winokurow und Bulat Okudzawa. Leonid Martinow ist eine anerkannte Koryphäe, aber er ist schon 50 Jahre alt. In der Prosa gibt es neben den älteren, Solschenyzin und Dudinzew, sowie den Greis Pausstowski, eine Plejade junger Prosaschreiber der «schestidesjatniki» (Generation der sechziger Jahre), vertreten durch Wladimir Tendrjakow, Jurij Bondarew, Wasilij Aksjanow, Viktor Nekrassow, Jurij Kasakow, Serge Nikitin, Natalja Tarassenkowa, Josef Dik, Pawel Nilin, sowie den jungen sibirischen Prosaisten Wilj Lipatow. Und tagtäglich treten neue Talente auf, die vor allem durch ihren Mut, die «kranken» Themen der sowjetischen Gesellschaft zu behandeln, Aufsehen erregen.

Erscheinungen wie das Verbot und die Zurückziehung der Sammlung «Tarusskije stranizy» (1961), in 30 000 Exemplaren gedruckt, in der Pausstowski, Okudzawa, Sabolotzki, Zwetajewa und viele andere der bedeutendsten Autoren vertreten waren, und die nach allgemeiner Meinung ein grosses Ereignis in der Sowjetliteratur war, sind immer seltener.

1921 schrieb Ewgenij Samjatin folgendes:

«Die Essenz liegt darin, dass eine wahre Literatur nur dort sein kann, wo sie nicht von besorgten und ergebenen Beamten, sondern von Wütenden, von Einsiedlern, von Häretikern, Träumern, Aufwiegern, Skeptikern gemacht wird. Wenn der Schriftsteller jedoch loyal sein muss, wenn er katholisch rechtgläubig sein muss, wenn er nicht jeden geisseln kann wie Swift und sich nicht über alles lustig machen kann wie Anatole France — dann gibt es keine bronzene Literatur, dann gibt es nur eine papierene, zeitungsmässige, die heute gelesen und in die morgen Seife eingewickelt wird ... Ich fürchte, bei uns wird es keine wahre Literatur geben, so lange man nicht aufhört, auf den russischen Demos wie auf ein Kind zu blicken, dessen Unschuld bewahrt werden muss. Ich fürchte, eine wahre Literatur wird es bei uns nicht geben, bevor wir nicht von einer Art neuem Katholizismus geheilt sind, der nicht weniger als der alte sich vor jedem häretischen Wort fürchtet. Wenn diese Krankheit unheilbar ist, dann fürchte ich, wird die russische Literatur nur eine Zukunft haben: ihre Vergangenheit.» (7)

Gerade die junge sowjetische Generation mit ihrem kompromisslosen «Häretismus» gibt uns die Hoffnung, dass die Zukunft der russischen Literatur nicht ihre Vergangenheit sein wird.

Der Akademiker Gudzij

Direkt im Zentrum von Moskau, in der Nähe des Roten Platzes und der philologischen Fakultät, im Hause Granowski-Strasse Nr. 10, lebt der Akademiker Gudzij, heute der bekannteste und bedeutendste russische Literaturhistoriker. Das Riesenwerk Gudzijs «Die Geschichte der russischen Literatur» (von den ältesten Zeiten bis zum XX. Jahrhundert) erlebte in der Sowjetunion sechs Auflagen und ist in mehrere Sprachen übersetzt worden. Das Treffen mit Gudzij arrangierte für mich die Auslandsabteilung der M.G.U., und dies war mein erster Kontakt mit dem bedeutenden russischen Literaten.

In der bis an die Decke mit Büchern vollgestopften Wohnung, so vollgestopft, dass in keinem Zimmer ein Fleckchen Wand zu sehen ist (der Hausherr behauptet, über 10 000 Bücher zu besitzen) lebt er als sympathischer und freundlicher Greis, Akademiker und langjähriger Professor der Moskauer Universität. Stolz zeigte er mir die seltenen und wertvollen Ausgaben von Alexej Remisow, Ewgenij Samjatin, Andrej Bjeli. Mit besonderem Stolz zeigte er mit einem Brief des «russischen Kafka», Alexej Remisow, aus Paris, den dieser ihm einige Tage vor seinem Tode zugesandt hatte. Der Brief war von der Frau des

Schriftstellers geschrieben worden, Remisow hatte nur unterzeichnet; denn vor seinem Tode war er völlig erblindet.

Auch die bekannte Monographie von Natalja Kudkijanska über Remisow sah ich bei Gudzij zum ersten Male. (8) Das alles bekräftigte nur meine Ueberzeugung, dass die zeitgenössischen russischen Kritiker und Historiker die Emigrantenliteratur sehr, sehr aufmerksam verfolgen, und dass sie eines Tages ausführlich über sie zu schreiben beginnen werden.

Nikolai Kalinkowitsch Gudzij erbot sich liebenswürdigerweise, mir die Telefonnummern einiger Moskauer Schriftsteller zu geben, und hiermit gab er mir zugleich die Idee, die mich interessierenden Schriftsteller über das Telefonbuch zu suchen.

Später erfuhr ich von Professor Balakin, dem Lektor für jugoslawische Literatur an der MGU, dass Gudzij einmal um die Uebersetzung einer meiner Arbeiten über Anna Karenina (9) gebeten hatte, in der ich ihn angegriffen hatte, so dass der verehrte Historiker fast beleidigt gewesen wäre und beschloss, in der Zeitschrift *Russkaja literatura* eine scharfe Antwort zu veröffentlichen. Davon hat er mir jedoch nichts gesagt.

Michajlowski in «USKOJE»

Einige Kilometer entfernt von der letzten Metrostation «Nowye Tschersjomuschki» — der vom Zentrum der Stadt nach Osten führenden Linie —, liegt in der klassischen russischen Landschaft mit Wäldchen, Birken und kleinen künstlichen Seen das Sanatorium der Akademie der Wissenschaften der UdSSR — «USKOJE».

In einem grossen Gebäude aus dem 18. Jahrhundert im Stil von Turgenjews «Adelsnestern», mit dorischen Säulen vor dem Haupteingang, erholen sich, leben und arbeiten den Sommer über sowjetische Akademiker. Hier besuchte ich Boris Michajlowski, den bekannten Historiker der neueren russischen Literatur und Literaturtheoretiker, der sich nach zwei durchgestandenen Infarkten im Sanatorium erholt.

Wie alle übrigen wissenschaftlichen Arbeiter, mit denen ich gesprochen habe, ist auch Michajlowski hinsichtlich der Rehabilitation der russischen Modernisten ein grosser Optimist, und er teilte mir mit, dass die Akademie der Wissenschaften gerade den III. Band der «Geschichte der russischen Literatur im Zeitraum 1890 bis 1917» druckt, in der auch Bjeli, Andrejew und Remisow detailliert behandelt werden. 1939 hat Michajlowski das Buch «Die russische Literatur des 20. Jahrhunderts» geschrieben, das trotz zahlreicher Mängel und Auslassungen doch in jener Zeit eine bestimmte Rolle gespielt hat, in jener Zeit nämlich, als sogar die Erwähnung der Symbolisten als unstatthaft gegolten hatte.

Der Akademiker Michajlowski, ein feiner älterer Herr mit einem Tschechow-Bärtchen, erzählte mir, er habe seit seiner Kinderzeit davon geträumt, Jugoslawien zu besuchen. «Wenn man mich fragen würde, welches Land der Erde ich gern besuchen möchte, ich würde sagen: Jugoslawien», erzählte er mir, während wir durch das Sanatoriumsgebäude gingen und die Originale von Rjepin und anderen russischen Malern betrachteten, mit denen die Zimmer- und Saalwände behängt sind. Sanatorium ist hier natürlich nicht das richtige Wort, denn nichts erinnert an ein Krankenhaus, sondern alles ähnelt einem repräsentativen Hotel oder einem luxuriösen Exklusivklub.

In diesem Hause hat einmal, so erzählte mir Michajlowski, der grosse russische Philosoph Wladimir Solowjew gelebt.

Auf der Suche nach Golosowker

Bevor ich noch nach Moskau aufbrach, beschloss ich, auf jeden Fall Jakow Emanuilowitsch Golosowker zu finden. Im Jahre 1963 erschien als Ausgabe der Akademie der Wissenschaften der UdSSR ein schmales Büchlein «Dostojewski und Kant», das sich scharf von der Flut der heutigen sowjetischen Arbeiten über

den grossen russischen Klassiker unterschied. Der Name des Verfassers war mir vollkommen unbekannt, aber das Buch war ausserordentlich.

Der erste, den ich nach Golosowker fragte, war der Dekan der philologischen Fakultät, Dr. Solowjew. Er hatte den Namen nicht gehört. Der Akademiker Michajlowski hatte von ihm gehört, aber er lachte irgendwie seltsam, wenn er von ihm sprach und erklärte, er sei alles andere als ein Alltagsmensch und ausserdem sei er nicht Literat sondern Philosoph ... seine Adresse wusste er allerdings nicht. Der Akademiker Gudzij wusste sie. Er machte mich darauf aufmerksam, dass dies ein kontaktloser Sonderling sei, der lange im Lager gewesen, ein unmöglicher Mensch; denn niemals sei er zu irgendwelchen Kompromissen bereit und habe sonderbare Ideen. Da ich seine Ideen bereits kannte und guthiess, verstärkte alles, was mir die ehrenwerten Akademiker von Golosowker erzählten, nur noch mein Interesse für ihn.

Einige Tage lang versuchte ich, Golosowker telefonisch zu erreichen — es meldete sich niemand. Dann ging ich zu seiner Wohnung (zum Glück war sie nicht weit von meinem Hotel an den Leninbergen); niemand öffnete die Tür. Am nächsten Tag ging ich wieder hin, wieder vergebens. Ich klopfte an der Tür der benachbarten Wohnung und erfuhr, dass die Mieterin im oberen Stockwerk vielleicht die Adresse von Golosowkers Neffen wisse und dieser wisse gewiss, wo der Alte sei. Von der Frau, die mir das sagte, erfuhr ich, dass Golosowker ein Greis ist, und zwar mit einem langen weissen Bart — und ich hatte mir bei der Lektüre des Buches den Verfasser als jungen Menschen vorgestellt, weil die Ideen und Gedanken des Verfassers derart mutig und frech waren. Die Mieterin im oberen Stock war nicht zu Hause. Auch am nächsten Tage nicht. Wahrscheinlich war ich entweder zu spät oder zu früh gekommen. Erst der dritte Versuch war erfolgreich. Ich erfuhr die Telefonnummer von Golosowkers Neffen.

Dann begann wieder alles von vorn mit dem Telefon. Zuerst meldete sich niemand, später meldete sich eine Frauenstimme, die mir erklärte, das Sigurt Otowitsch Schmit, der von mir gesuchte Neffe, auf die «Datscha» gefahren sei, wo er kein Telefon habe; dass sie nicht wisse, wann er zurückkehre, dass Golosowker im Krankenhaus sei und dass sie (später erfuhr ich, dass ich mit der Hausgehilfin gesprochen hatte) kein Recht habe, zu sagen, in welchem Krankenhaus, selbst wenn ich vom Monde käme und nicht nur aus Jugoslawien. Alles Zureden war vergeblich. Ich erfuhr das Krankenhaus nicht. Und Krankenhäuser gibt es in Moskau jede Menge.

Das war das Ende. Weiter konnte ich nichts unternehmen. Ich beschloss, von Zeit zu Zeit die beiden Nummern anzurufen. Vergebens. In der Wohnung Golosowkers meldete sich niemand, und sein Neffe war nicht von der Datscha zurückgekehrt. Mein Wunsch, den seltsamen Philosophen zu sehen, wurde nicht geringer, sondern grösser, gerade weil ich seinen Aufenthalt nicht erfahren konnte.

Und erst am letzten Tage meines Aufenthaltes in Moskau nahm ich, ohne etwas zu erwarten, gewohnheitsmässig den Hörer in die Hand und überraschend bekam ich Verbindung mit dem Genossen Schmit, d. h. dem Neffen.

Eine ausserordentlich liebenswürdige Männerstimme teilte mir mit, dass Jakow Emanuilowitsch schwer krank sei, dass er im Krankenhaus keine Besuche empfangen dürfe. (Trotzdem blieb mir unklar, warum man mir nicht das Krankenhaus, in dem er lag, sagen wollte; denn wenn Besuche verboten waren, hätte man mich nicht zu ihm gelassen.)

Golosowker ist, so sagte mir Sigurt Otowitsch, 74 Jahre alt und hat sein ganzes Leben einsam verbracht. Er hatte in Kiew die Fakultät absolviert, sein Fach war die Klassik, zwischen den beiden Kriegen hatte er viele Uebersetzungen aus der antiken Lyrik, besonders Pindar, aber auch Hölderlin, veröffentlicht. Lunatscharski hat sehr lobend über ihn geschrieben. Er war nur

ganz kurze Zeit im Lager, sagte der Genosse Schmit, nur ganze fünf Jahre.

Das Buch «Dostojewski und Kant» ist nur ein kleiner Teil seiner Arbeiten über Dostojewski. Wir wollen hoffen, dass auch das übrige Material einmal das Tageslicht erblicken wird, obwohl der Autor ein «Sonderling ist, der keine Kompromisse schliesst».

Dass ich Golosowker nicht getroffen habe, tut mir am meisten leid. Nach allem zu urteilen, ist er ein grosser und bedeutender Mensch und Denker.

Wladimir Dudinzew

Wladimir Dudinzew! Dieser Name ist in der sowjetischen Literatur das Symbol für 1956. Ich erinnere mich, mit welcher Ungeduld und Erwartung ich den Roman «Der Mensch lebt nicht von Brot allein» zum ersten Male gelesen habe. Es war dies das erste russische Buch, das nach 1948 bei uns übersetzt worden ist. Und ich erinnere mich an die anfängliche Enttäuschung — das Buch ist nichts besonderes, ein gewöhnlicher realistischer Roman von einem Ingenieur, der um die Anerkennung seiner Erfindung kämpft. Die Gründe für den ausserordentlichen Lärm, den man in der UdSSR um dieses Werk machte, waren unklar. Unbegreiflich war, dass die Amerikaner nach diesem Roman zwei Filme drehten, dass der bulgarische Philosoph und Akademiker Todor Pawlow den Roman öffentlich ächtete, und dass das Werk in einer Rekordzeit in achtzehn Sprachen übersetzt wurde.

Und erst später, beim zweiten Lesen, begriff ich, dass sich hinter der unspektakulären Fabelform des «Produktionsromans» die authentische, grosse zeitgenössische Tragödie der sowjetischen Gesellschaft verbirgt, d. h. die Existenztragödie des individuellen Talents, das sein ganzes Leben, sein nacktes physisches Leben aufs Spiel setzen muss, um seine originale Idee verwirklichen zu können. Natürlich handelte es sich um eine technische Idee und gerade darum war die Tragödie noch grösser. Unwillkürlich stellt man sich die Frage, was mit jenem Menschen geschehen würde, der versuchte, den Menschen neue Ideen anderer Art: philosophische, politische, soziale zu bringen?

Später schrieb man von Dudinzew immer weniger. 1960 erschien seine Erzählung «Neujahrsmärchen» (ebenfalls in sechs Sprachen übersetzt), in der sowjetischen Presse wurde sein Name jedoch nicht mehr genannt. Und erst im Juni dieses Jahres tauchte in der *Literaturnaja Gazeta* im Verlaufe der grossen Polemik um die Erzählungen des jungen sibirischen Prosaisten Wilja Lipatow «Der Fremde» auch der Name Dudinzews wieder unter einem Artikel auf. Er existierte also, dachte ich und entschloss mich, ihn zu besuchen.

Ich kam abends so um 21 Uhr (in Moskau ist es im Juni fast bis Mitternacht hell) in das grosse Haus Nr. 19 Lomonosowski Prospekt in der Nähe der MGU an. Wie ich später erfuhr, leben in diesem Riesengebäude nur Schriftsteller, wie in dem noch grösseren Haus Nr. 14 in der gleichen Strasse nur Universitätsprofessoren leben. Ein Unglück war, dass ich gerade an diesem Tage im Hause Nr. 14 zum Mittagessen war, das sich bis 21 Uhr hingezogen hatte und bei dem ich, an die Mammutdimensionen der Gläser nicht gewöhnt, zu viel Wodka getrunken hatte. Und so kam es, dass ich, beschwingt vom Wodka Marke «Stolitschnaja» (Hauptstadt) bei Dudinzew — das Haus Nr. 19 war zum Glück nicht weit vom Hause Nr. 14 entfernt — die ganze Zeit hindurch feurig von allem möglichen, am meisten von Jugoslawien redete und den Hausherrn nicht einmal zehn Worte sagen liess. Ich erzählte vom Adriatischen Meer, von den Arbeiterräten, der Rotation und allem möglichen, und dass in Jugoslawien die Presse aus Ost und aus West gelesen werde usw. usw. Dudinzew stellte nur Fragen und wiederholte einige Male: «Ja, ja, Sie sind natürlich in der Avantgarde». Etwa um Mitternacht ging ich, ausserordentlich zufrieden, und erst am nächsten Morgen überfiel mich eine tiefe Depression. Ich ging wieder zu Dudinzew, um ihm Fragen zu stellen, und wieder liess ich ihn nicht zu Wort kommen.

Erneut rief ich ihn an, entschuldigte mich wegen meiner eigenen Redseligkeit und drückte mein tiefes Bedauern aus, dass ich die Gelegenheit versäumt hatte, von ihm allerlei zu erfahren, von seinen Plänen, seiner Arbeit usw. Der Schriftsteller war ausserordentlich liebenswürdig und lud mich ein, ihn zu besuchen, wann immer ich es wünsche und nachzuholen, was ich versäumt hätte.

Das tat ich denn auch.

Dudinzew ist von kleiner Statur mit einem grossen runden Kopf und klugen, lebhaften Augen hinter dicken Brillengläsern, kindlich fröhlich und unvermittelt. Er ähnelt überhaupt nicht dem Porträt in der «Minerva» — Ausgabe seines Romans. Alle Augenblicke erhebt er sich von seinem Stuhl, geht zu seinem Tisch und schreibt etwas auf. Ohne irgendwie zu schwanken, kann ich sagen, dass er der sympathischste und einer der ehrlichsten Menschen ist, die ich in Moskau getroffen habe.

Er lebt mit seiner Frau und drei Töchtern, Mittelschülerinnen, sehr, sehr bescheiden. Um das Leben zu fristen, muss er mit seiner Frau dauernd aus dem Ukrainischen übersetzen. Obwohl die Autorenhonorare in der UdSSR relativ hoch sind, so dass es eine ganze Menge Schriftsteller gibt, die von der Veröffentlichung eines Sammelbändchens ihrer Gedichte ein ganzes Jahr leben (wie z. B. Ewgenij Winokurow), kommen Dudinzew und die übrigen «ungehorsamen» Schriftsteller kaum durch, denn ihre Werke werden nur in ganz geringen Auflagen gedruckt. Der Schriftsteller zeigte mir ein mit der Schreibmaschine abgeschrieben Exemplar seines Romanes, das ihm aus dem Landesinnern zugesandt worden war. Es dürfte der einzige Roman des zwanzigsten Jahrhunderts sein, der noch immer mit der Hand abgeschrieben und auf diese Weise verbreitet wird.

«Mir fehlen nur viereinhalb Monate freie Zeit, um meinen neuen Roman zu beenden», beklagte sich der Schriftsteller. Der neue Roman heisst «Der unbekannte Soldat»; thematisch befasst er sich mit dem Zusammenstoss der Biologen im Jahre 1948 — den Anhängern Lyssenkos und den sogenannten Morganisten — als die letzteren wegen «biologischer Abweichungen» im Lager endeten. Aber der Schriftsteller muss, um leben zu können, übersetzen und so wird die Beendigung des Romans aufgeschoben.

Unlängst besuchte ihn sein deutscher Verleger in Moskau; er war entsetzt über die Armseligkeit seiner Wohnung. «Ich glaubte, Sie seien der reichste Mensch Russlands», meinte er. Obwohl die UdSSR die internationale Konvention über die Autorenrechte nicht unterzeichnet hat, haben viele Verlagshäuser im Westen hohe Tantiemen für die Herausgabe von Dudinzews Roman an die zuständige sowjetische Institution «Mezhdunarodnaja knjiga» gezahlt, mit der Dudinzew ein Abkommen geschlossen hatte: 70 Prozent ihm, 30 Prozent an «Mezhdunarodnaja knjiga». Diese hält sich jedoch nicht an die Abmachungen und gibt Dudinzew keinen Heller. «Da haben wir die kapitalistische Ausbeutung», sagte der deutsche Verleger.

Wie alle übrigen russischen Schriftsteller ist auch Dudinzew ein grosser Optimist und glaubt, dass eine neue Liberalisierungswelle, «ein neues 1956» vor der Tür stehe. Er führt hierfür gewisse Symptome, die in der letzten Zeit auftauchten, an. So hat Wsewolod Kotschetow, Redaktor der konservativsten Zeitschrift *Oktjabr* und jener Schriftsteller, der seinerzeit am heftigsten über Dudinzew hergefallen war, diesem unlängst angeboten, den Roman «Der unbekannte Soldat» in seiner Zeitschrift *Oktjabr* und nicht in *Nowi Mir* zu drucken. Die Geste Kotschetows ist sehr symptomatisch. Kotschetow ist bekannt als ein verbohrt «Sozialist», der unlängst von den chinesischen Kritikern gelobt worden ist, indem sie feststellten, er sei fast der einzige revolutionäre Schriftsteller der Gegenwart. Kotschetow hielt es für angebracht, sich von dem chinesischen Lob zu distanzieren. Er erklärte, dass er der allgemeinen Linie der sowjetischen Schriftsteller folge und sich nicht absondere, und er reichte Dudinzew die Hand zur Versöhnung.

(Fortsetzung folgt)